

Josepf Pieper

Über Lesen und Vorlesen

Auszüge aus: *400 Jahre Köselverlag* (München, 1993), 59–65.

Meine Kinder haben mich gelegentlich, die Bücherwände meines Arbeitszimmers betrachtend, etwas ungläubig gefragt, ob und wieso ich wirklich schon vor dem Abitur das Wichtigste von Dostojewski, Tolstoi, Balzac und sogar einiges von Kierkegaard gelesen haben könne. Sie vermögen es sich schon nicht mehr vorzustellen, welches Maß an freier Zeit einmal die schlichte Tatsache bedeutet hat, daß es weder Rundfunk noch Fernsehen gab. So haben meine Freunde und ich als Sekundaner und Primaner ziemlich wahllos ungezählte Bücher gelesen, deren Bedeutung, im Positiven wie auch im Negativen, sich erst später gezeigt hat. Der Siebzehnjährige zum Beispiel, der mehr oder weniger zufällig an ein von Theodor Haecker übersetztes Buch von Sören Kierkegaard geraten und, obwohl ihm das wahrhaft Gemeinte sicher noch verborgen blieb, sogleich fasziniert war von der ironisch-polemischen Diktion des Vorworts, konnte unmöglich ahnen, daß ebendies für ihn unversehens zur Lebenswende geraten sollte. Es war ein reiner Glücksfall, damals einem merkwürdigen Lehrer zu begegnen, mit dem mich sogleich ein besonderes Vertrauensverhältnis verband. Als Bauernsohn aus dem Münsterland war er in jungen Jahren Dominikaner geworden, durch die Schule des französischen Thomismus gegangen, dann aus gesundheitlichen Gründen aus dem Orden ausgetreten und nun Religionslehrer am münsterischen Gymnasium Paulinum geworden. Ihm also las ich eine Passage aus Kierkegaards «Buch über Adler» vor, die mit den Worten begann: «Da unsere Zeit, wie der Friseur sagt, eine bewegte Zeit sein soll ...». Mein Lehrer hörte sich das mit freundlicher Geduld eine Weile an, während seine Hand den rötlichen Bart strich; dann aber sagte er, das sei in der Tat gut gesagt; aber im Grunde sei es doch «Konditor-Gebäck». «Was Sie aber brauchen, ist Brot!» Und dann empfahl er mir, doch einmal den Kommentar zu lesen, den Thomas von Aquin zum Prolog des Johannes-Evangeliums geschrieben habe. Etwas ernüchert und enttäuscht verabschiedete

ich mich; aber schon ein paar Tage später saß ich, zusammen mit einem Freunde, vor dem mittelalterlichen Text. Die lateinische Sprache machte uns keine Schwierigkeit. Wohl aber war uns eine bis dahin ganz unvertraute Art des Lesens abverlangt, die eher der Mühsal der Wein-«Lese» oder der Ähren-«Leserin» glich: mit angespannter Aufmerksamkeit pflückten wir die einzelnen Worte aus dem glasklaren lateinischen Text und suchten sie möglichst unversehrt hinüberzutragen in ein möglichst ebenso klares Deutsch. Die «Lebenswende» aber, von der ich sprach, geschah wahrhaftig in ebendiesen Tagen, jedenfalls bereitete sie sich darin vor: ohne daß ich dessen deutlich gewahr geworden war, hatte sich die Begegnung mit meinem großen Lehrmeister ereignet, dessen Schüler ich bis heute geblieben bin. Die promotionsarbeit des Zwanzigjährigen und die bald darauffolgenden Veröffentlichungen waren nichts anderes als «Protokolle» meiner ersten Entdeckungsreisen durch den Kontinent «Thomas von Aquin». Damals wußte ich noch nicht, wie sehr es mir dabei zugute kam, und daß es keineswegs ein Unglück ist, *keinen* fachkundigen Begleiter und Lehrer zu haben. Tatsächlich hatte der einzige Professor, der für die Betreuung meiner Promotion in Betracht kam, den Mut, das (wie Kant sagt, selten von den Kathedern zu hörende) Bekenntnis zum Nicht-wissen vor dem staunenden Kandidaten auszusprechen; tatsächlich war er, wie ich wußte, vor allem Psychologe; und so ließ er mich für meine Arbeit allein. Damit ist das Thema «Lesen» wieder zur Sprache gebracht: für meine Thomas-Lektüre bekam ich von ihm weder fördernde noch einschränkende Hinweise; vor allem blieb es mir erspart, mich um die schulmäßigen, mir weithin unbekanntem «...ismen» kümmern zu müssen, die sich um den Namen «Thomas» angesiedelt hatten. So habe ich in einer Art «Rausch» sozusagen hemmungslos mich in das Werk des Meisters selber vertieft und gelesen, gelesen, gelesen.

In den recht kargen Jahren kurz vor dem Ausbruch des Krieges, da der «freie Schriftsteller»

bei einem monatlichen Einkommen von 225,- Mark die Gründung einer Familie wagte, war es gerade diese Kargheit, welche zugleich Freiheit bedeutete. An meinem 85. Geburtstag fragte mich mein Sohn beim festlichen Mahl: «Was eigentlich hattet Ihr, verglichen mit uns, damals *nicht*?» Ich brauchte nicht lange nachzudenken: «Natürlich kein Auto, auch keinen Kühlschrank; viel wichtiger aber: keine Zeitung, kein Telefon, kein Radiogerät; Fernsehen gab es damals noch nicht.» Und so blieb, trotz Thomas-Studium und Tagesgeschäft, noch Zeit, der jungen Hausfrau, zwischen Wohnraum und Kochnische auf einem Schemel hockend, eine ziemlich respektable Bibliothek vorzulesen: Leskows Erzählungen, den West-Östlichen Diwan, Rilke-Briefe und – nicht zu vergessen – «Die Kleine Schöpfung» von Konrad Weiß. [...]

Auf ziemlich kuriose Weise ging, während der ersten Kriegsjahre, auch die einigermaßen kontinuierlich durchgehaltene Thomas-Lesung weiter, die ich stets als kaum noch erwartbares Geschenk empfunden habe. Ich war zur «Wehrmacht-Psychologie» einberufen worden, zu der münsterischen «Dienststelle für Eignungsuntersuchungen». Aber auch wenn wir, manchmal eine ganze Woche lang, an irgendeinem Standort der Truppe Dienst zu tun hatten, fand sich immer noch eine Nische, in der ich insgeheim das mir vor allem Wichtige treiben konnte. Die nach dem frühen Abendessen sogleich ins leidenschaftliche Kartenspiel versunkenen Kameraden ahnten natürlich nicht, was der mit gutartiger Ironie und wohlgelaunt auf sein Zimmer entlassene Outsider wohl zu schreiben haben würde: ich holte mir einen Band der «Summa theologiae» aus meinem Gepäck und suchte mir, hin und wieder beunruhigt durch das ferne Gedröhn englischer Luftangriffe, satzenartige Texte zusammen, die dann, weit über elfhundert an der Zahl, nach dem Kriege in einem «Thomas-Brevier» veröffentlicht werden sollten – durch meinen Verleger-Freund Heinrich Wild, der zum Kriegsende noch, verwundet als amerikanischer Kriegsgefangener, in einem Lazarett festgehalten werden sollte.

Seltsamerweise befand ich mich zur gleichen Zeit, im Frühjahr 1945, gleichfalls in einem Lazarett und gleichfalls in amerikanischer Kriegsgefangenschaft – obwohl ich weder verwundet war noch zum Lazarettpersonal gehörte. Ich war, wenige Wochen vor Kriegsende, an meinem Glückstag, dem Thomas-Fest, also am 7. März (an dem die Amerikaner bei Remagen über den Rhein marschierten), wiederum zu Eignungsun-

tersuchungen an Schwerkriegsbeschädigten an das Lazarett Bigge im Sauerland versetzt worden, aber nicht mehr in der «großen Kriegsbeimlung» des Wehrmacht-Psychologen, sondern als schlichter «Flieger P.». Ich hatte eben die Arbeit begonnen, da näherte sich die Front der Amerikaner. Ich hatte, wie das gesamte Lazarett-Personal, die Armbinde mit dem Roten Kreuz anzulegen. Dann übernahmen die Amerikaner das Lazarett und verboten, völlig sinnlos, die Eignungsuntersuchungen. So war ich plötzlich ohne Funktion – wie ein Häftling. Da erschien unerwartet der Freund Dr. Schranz, der ja in der Nachbarschaft wohnte und als Arzt Zutritt hatte zum Lazarett und also auch zu dem Kriegsgefangenen Flieger P. Nach kurzer Lagebesprechung erinnerte er mich daran, wie oft ich in den vergangenen Jahren in seiner Bibliothek die fünfzigbändige Sophien-Ausgabe der Goethe-Briefe betrachtet und seufzend geklagt habe, daß man wohl niemals die Zeit finden werde, sie zu lesen; aber jetzt sei sie doch da. Im Nu war verabredet, ich solle regelmäßig zwei bis drei Bände gebracht bekommen durch einen Lehrling der dem Lazarett angeschlossenen Buchbinderei – und so weiter; das Ergebnis braucht nicht weiter beschrieben zu werden. Was aber nun in den nächsten Wochen über den «Leser» hereinbrach, kann man nur als schlechthin abenteuerlich bezeichnen. Natürlich habe ich die fünfzig Bände mit völlig unabgelenkter Aufmerksamkeit Wort für Wort gelesen (und nebenher noch ein paar hundert Notizblätter mit Exzerpten gefüllt), wobei mir ein bis dahin völlig unbekannter Goethe vor den Blick kam, vor allem der Schweiger, den ich in einem kleinen Buch zu porträtieren versucht habe. Natürlich hätte ich mir die Stille des Lesesaals einer Universitätsbibliothek gewünscht. Aber der Lärm rundum und die manchmal böartigen Attacken der mit mir auf engem Raum zusammengepferchten Kameraden gegen den «geistig interessierten» Nichtstuer haben den von seinem Gegenstand faszinierten Leser kaum abzulenken vermocht.

Dies mir völlig unerwartet widerfahrene Lese-Abenteuer liegt nun schon fast ein halbes Jahrhundert zurück. Doch wenn ich die «wunderliche» Mitteilung bedenke, die der einundachtzigjährige Goethe dem Freunde Zelter anvertraut, «daß ich, nach einer schnellen strengen Resolution, alles Zeitungslesen abgeschafft habe» – finde ich darin ziemlich genau die eigene Situation des «Lesers», hier und heute, zur Diskussion gestellt.